

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 20

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens
Autor: Hämmerli, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

Unser neuer Roman

„Das harte Gesetz des Lebens“, stammt aus der Feder von Pfarrer W. Hämmerli in Heimiswil.

Der Roman spielt in einer Gegend des untern Emmentals. Das Leben einer Bauernfamilie wird durch drei Generationen verfolgt. Zeitlich fällt das Geschehen vor, in und nach die Wende des 18. Jahrhunderts und in die Revolutionszeit. Im Hintergrund der Schicksale skizziert sich die Geschichte des Ueberganges und die innerschweizerischen und speziell bernischen politischen Kämpfe, die damals noch weltanschaulich-geistige Kämpfe waren, auch wenn es Egoisten unter den Bonzen gab, die die Zeitläufte und die neuen Ideale ausnutzten, um sich persönliche Vorteile zu verschaffen. Auch Glieder der Bauernfamilie, die die Helden des Romanes ausmachen, werden so oder so vom Zeitgeist erfasst.

Das gibt jedoch dem Roman mehr nur das äussere Geschehen. Das innere, wahre „harte Gesetz des Lebens“ ist das Bibelwort, dass sich die Sünden der Väter an den Kindern rächen — das Vererbungsgesetz. Im Rahmen dessen, was die jeweilige Zeit äusserlich möglich werden lässt, tobt sich das zeitlose Gesetz zeitgebunden in der Form aus. Wie sich die Erbmasse, die aus väterlichem und mütterlichem Blut heraus bedingt ist, als Mischung der beiden differenten Strebungen im Kind durchsetzt, oder wie schubweise sich bald das Vater-, dann das Muttererbe — oder umgekehrt — durchsetzt, das wird gezeigt; ferner wie sich nur angedeutete Züge des Vaters im Sohne verstärken und zu Katastrophen führen können.

Im Roman ist dies alles nicht nur spannend berichtet, wir erleben, packend geschildert, das einstige Bild unserer Heimat und Probleme, die ewig jung sind und von einer jeden Generation immer wieder neu gelöst werden müssen.

Wir leben ja auch heute in einer Uebergangszeit, und allerlei Neuartiges kündigt sich an. Darum passt die Stimmung des Hämmerli-Romanes in unsere Zeit. Hinter den zeitbedingten Erscheinungen des Lebens aber stehen unverrückbar die ewigen Wahrheiten und Gesetze, die niemand umstürzen oder abändern kann. Und sie sind es, die im Grunde alles in Bewegung setzen und Geltung haben für den Bauern wie den Städter — für den Schweizer wie den Ausländer. Dass es solche ewigen Gesetze gibt, ist ebenso ein Trost, wie ein Zwang. In Zeiten, da es scheint, alle Macht auf Erden sei den Menschen anheimgestellt, freuen wir uns mehr als sonst darüber, wenn uns jemand zeigt: es gibt Dinge auf dieser Welt, die nicht mit Geld, nicht mit Maschinengewehren, Hunger und Konzentrationslagern umgebogen oder abgeleugnet werden können. H. Z.

I. Teil.

Altenburger Kobi war einer der seltsamsten Käuze der grossen Kirchhöri — und das wollte etwas sagen, denn so reich wie an schönen, stolzen Häusern war Ramistal an höchst sonderbaren Gestalten. Man wird sie durch Geschlechter hindurch nicht vergessen können.

Da war der Nonnenloh-Kräuchi, ein hässlicher Mann mit einem über alle Massen bösen Maul. Er war reich und so geizig, dass er sich später wegen eines kleinen Geldverlustes das Leben nahm. Das Volk im Kirchspiel redete ihm nach, er gönne nicht einmal seiner alten, blinden Mutter das Essen. Auf alle Fälle lächelte er wahrnehmbar auf den Stockzähnen, wenn an einem Sonntag eine Base aus der weitschichtigen Verwandtschaft auftauchte und der Greis ein Wecken oder ein „Chrömi“ ins Haus trug. Der Hauptanteil fiel dem Unflat von Sohn zu. Das wusste er wohl einzurichten. Sein Name war auf dem Sitz des Schultheissen schlecht angeschrieben, denn wenn im „Fons“, einem alten Bad mit Wirtschaft, die Ramistaler und die Stadtbürger hintereinander gerieten und es blutige Köpfe gab, war sicher der Nonnenloh-Kräuchi der Urheber. Sein böses Maul stiftete Streit, der zu üblen Scheltworten und schliesslich zu Schlägen führte. Kräuchi machte sich aber immer rechtzeitig aus dem Staub, indem er sich unter einem Tisch verkroch, wenn's losging, und dann von dort aus durch irgendein Loch entschlüpfte.

Dann lebte da — nicht weit vom Nonnenloh entfernt — ein Störenmetzger und Bauer, dem die unsauberen Redensarten aus dem Mund flossen wie das Wasser aus einer „tollen“ Brunnenröhre. Lieber als der Sommer war ihm der Winter, denn im Sommer sollte er Bauer sein. Der Hof war gross, ja war zur Zeit der Grafen wohl der grösste im Kirchspiel. Im Verlauf der Jahrhunderte hatte es Aufteilungen für die zahlreiche Nachkommenschaft gegeben, aber immer noch war Widimatt ein überaus stattlicher Besitz. Widimatt-Res wusste sich aber zur Zeit der grossen „Werchet“ immer von der Arbeit zu drücken! Es galt hier eine Notschlachtung vorzunehmen, hiess dort einem Kauf als Ratgeber beizuwohnen. So ein Metzger kennt die verborgenen und offenbaren Fehler bei Rindvieh und Pferd. Res war an Ausreden für die Flucht aus der Arbeit nie verlegen. In sämtlichen Wirtschaften im weiten Umkreis des Kirchspiels war er der gern gesehene Gast bei den „Stubenmeitschine“, denn er konnte „gar tusigs“ erheiternde Spässe zum besten geben. Was an schmutzigen Ekehändeln im Lande herum sich zutrug, war ihm bekannt, ob wahr oder gelogen — es wurde erzählt, und Resens pikante Sauce wurde von weiblichen und männlichen „Säuhoren“ mit sichtlicher Wollust aufgenommen. Unterdessen schritt die brave Bäuerin Bäbeli in der Widimatt hinter dem Pflug einher und schaute auch sonst zum Rechten; denn es galt, zehn hungrige Mäuler zu speisen. Wenn jemand Res zur Rede stellte, was er auch denke, eine so grosse Kinderschar und er immer auf der Fahrt, entgegnete er mit frechem

Lachen: „Meine Kinder leben vom „Brätsch u de Schnuderase“. Bei jeder Geburt braucht's nur einen neuen blechenen Löffel, das tut's.“

Sollen wir noch vom „Tübeler“ Schnapsjoggi und vom Schinter-Peter erzählen? Der eine war stolz auf sein Hundeharwerk und seinen Schluck, der andere auf seine Rümcke, wo die guten „Bitzli“ kochreif gemacht wurden, die von Rechts wegen in der Erde ruhen sollten, die von der Gemeinde zu diesem Zweck dem Wasenmeister zur Verfügung gestellt wurde. Zu ihnen kam noch der Schweineriggler und -Chirurg Brönzhüsli-Fritz, der an den grossen Märkten mit einem hohlen Spazierstock in die Provinzstadt pilgerte, den er im Schnäfelstübli zu einer kunstvollen Spritze verwandelt hatte. In die sog er von den übelsten Pfützen auf dem Viehmarkt die Ladung ein, und in den Tanzsälen, wo sich das junge Volk die Absätze abtrat, liess er durch einen Druck auf den Knauf bald hier, bald dort von seiner Saue über die herrlichen, „glanderierten Schäuben“ der schönen Mädchen spritzen. Geruch und Nässe stellten den Tanz der behandelten Pärchen. Man besah den Schaden. Brönzhüsli-Fritz aber war längst verschwunden. Da gab es dann Vermutungen, Scheltworte, greuliche Prügeleien und teure Prozesse, von denen die Advokaten der Residenz Wochenlang leben konnten.

Wasenmeisters Rippeli und Brönzhüslers „Harter“ gaben beim Z'Abesitz ein leckeres Mahl, wenn Fritz seine jüngsten Heldentaten vom letzten Maimarkt erzählte. Auch die Bauern Nonnenloh-Kräuchi und Widimatt-Res zählten zu den Gästen der noblen Gesellschaft, die sich von der Haushälterin, Habegger-Lini, bedienen liess. Zu den schlüpfrigen Speisen brüllte diese als Begleitmusik ein Lachen heraus, das in den Kosenamen „d'Lachtube“ eingetragen hatte. Und dann tauchte wohl plötzlich in geheimnisvoller Weise der Organist Gyger-Ferdi auf, dessen verschmitztes Gesicht den Menschenkenner zu ersten Ueberlegungen veranlasste. Das Brönzhüsli hatte es ihm angetan. Hier gab es das nötige Mittel für den ausgebrannten Schlauch und Spass in Hülle und Fülle. An der sonntäglichen Predigt fand seine Seele keinen Gefallen. War der Psalm zu Ende gesungen, drückte er sich leise vom Orgelstuhl. Im Turm befand sich eine schöne Bank. Da liess es sich gut sein. Aus dem langen Fraick wurde die unzertrennliche Freundin, eine dickleibige Flasche, hervorgezogen. Während der Pfarrer die Sünden der Welt und ganz besonders das Trinken der „gebrannten Wasser“ geisselte, trompetete Gyger-Ferdi still auf seine Weise. Der einzige Ton, der vernnehmbar war, war das Glucksen beim Schluck und das Sichräuspern des seligmessenden Schnapsers. Hörte Ferdi das „Amen“, mit dem der Prediger seine Wortverkündung schloss, schlich er sich wieder auf das Bänkchen vor der 1788 erbauten Orgel und tat seine Pflicht. (Bis vor 10 Jahren bliesen die Zinkenisten zum Psalm.) Die Woche über half er dem bösen, keifenden Weib das Härdli des „Taunergschicklis“ bearbeiten. An sämtlichen Märkten landauf und landab trat Ferdi, wie seine Vorfahren, als Musikant auf. Das Volk hing darum dem Geschlecht den Ueberramen „Gygers“ an.

„Ja, das waren seltsame Käuze in der „Kilchhöri“ Ramistal. Wir haben sie vorgeführt, nicht um allerlei sonderbare Gestalten zu zeichnen. Nein, sie alle sollten in der Geschichte eines Bauerngeschlechtes eine bedeutsame Rolle spielen. Sie wurden mehr oder weniger Handlanger des Teufels, der im schönen Ramistal eine gar erschrecklich traurige Geschichte anzettelte, deren Folgen durch Jahrzehnte zu verfolgen sind.

Man glaube nun nicht, dass Ramistal keine durchaus rechtschaffenen Familien habe aufweisen können. In der Kirche wurden Eheschliessungen von lauter ehrsamen Dragonern, Kanonieren und Auszögern verkündet, die sämtliche mit „Montur und Gewehr nach M.G.H.-Befehl und Ordonnanz“ ausgerüstet waren. Der Wohlstand lag fast

greifbar über dem Tal ausgebreitet und M.G.H. waren aus verschiedenen Gründen mit diesen Untertanen recht wohl zufrieden; dies aber erst seit etwa 150 Jahren. Früher gaben die böswilligen Täufer der Obrigkeit gerade in Ramistal viel zu schaffen. Auch sah der Bauernkrieg in diesem fruchtbaren Land viel Anhänger der „Harten“. Einer von ihnen musste in Bern sogar den Kopf lassen, und das Kirchspiel wurde mit einer gesalzenen Busse belegt zum Andenken an den frevelhaften Uebermut seiner Bürger.

Wer aber gibt uns die Erklärung zu der ausnehmend grossen Zahl seltsamer Käuze, wie wir etliche bereits kennen gelernt haben? Es galt geradezu als Verbrechen, wenn ein junger Ramistaler seine Frau ausserhalb der Gemeindegrenzen holte, und erschien ein Jüngling aus dem „Ausland“ (so bezeichnete man schon die Dörfer im Flachland oder die Hügel des oberen Emmentals), und erweckte den Verdacht, auf der Brautschau zu sein, so warteten ihm nächtliche Prügeleien und kalte Bäder in den schönen Brunntrogen aus Solothurnerstein. Die Steinfratzen an den Stöcken, aus denen in herrlichem Bogen die kühlen Wasserstrahlen flossen, grinsten vor Freude dazu. Das war willkommene Abwechslung im Leben des breiten Schopfes unter dem weitausholenden Schindel- oder Strohdach. Man hielt auf Inzucht unter den Sippen. Daher die absonderlichsten Gestalten in den „Vierteln“ der Gemeinde.

Unter die vielen ehrsamen Ramistaler zählte auch unser Altenberger-Kobi, und doch war er zugleich der unbewusste König all der seltsamen Käuze im Umkreis. Er verkörperte das, was man hier herum einen „alte ledige Gritti“ nennt. Schlüpfend war sein Gang, tätschelnd seine Rede. Sein Gesicht verriet in gewissen Lagen gelinden Blödsinn, der dann doch wieder verdeckt wurde; denn Kobi war ein Freund der Bücher und der Geschichte. Er wusste von Burgen in seinem Kirchspiel und von unterirdischen Gängen zu erzählen, von denen sonst niemand etwas wissen wollte. Sogar vom Widerstand seiner Ahnen gegen die Einführung des neuen Glaubens waren ihm noch lehrreiche Einzelheiten bekannt. So ausgezeichnet hatte sich in seiner Familie die mündliche Ueberlieferung erhalten. Kobi war auf diese Dinge aus wie eine Katze auf die Mäuse. Man verlachte ihn deswegen! Solche Anteilnahme an den Geschehnissen aus grauer Vorzeit war der Masse des Volkes zu Ramiswil unverständlich. Man lebte kräftig der saftigen Wirklichkeit. Schon darum galt Kobi bei den Mitbürgern als seltsamer Kauz. Auch war er übelhörig und kehrte seine rechte Ohrmuschel mit unnachahmlicher Bewegung seiner Hand nach vorn, um ja kein Wort der Unterhaltung zu verlieren. Was nun aber Kobi zum Gespött der Jugend und vor allem der Töchter machte, war der Umstand, dass er regelrecht „wybersturm“ war — und das, trotzdem er die 40er Jahre hinter sich hatte. Am Sonntag sah man den Uebelhörigen getreulich zur Kirche wandern. Man wusste, dass er zwar von der Predigt kein Wort verstand. Dort aber hatte er seinen festen Sitz, nicht mit einem Wappen und nicht mit seinem Namen verziert. Man überliess ihn Kobi einfach aus Gründen, die der Gutmütigkeit der Ramistaler und ihrem Humor ein gutes Zeugnis ausstellen. Nie setzte sich Kobi im Chor zu den Honoratioren, den Chorrichtern und Vertretern der weltlichen Behörden. Er nahm auf der Vorlaube auf der vordersten Bank Platz, und zwar links, von der Turmtüre aus gesehen. Da legte er bequem und grossartig seine Arme auf die Brüstung der schön geschweiften Empore; denn von hier aus hatte man eine gar herrliche Aussicht auf das jüngere Weibervolk, das sich unten vorne im Schiff in die Bänke drängte. Damals erschien das ganze Volk in der Tracht zum Gottesdienst, die ledigen Töchter mit langen Zöpfen, die über die samtenen Rücken hinunterfielen. Die weissen Hemden guckten verführerisch aus den bunten Miedern heraus. Dieses Bild dünkte Kobi einen Besuch des Gottesdienstes wohl wert. Dieweil der „Herr“ auf der Kanzel wacker drauflos redete, träumte der reiche

Altenburger von einem Schatz und einer zukünftigen Bäuerin auf der Reutenen, dem schönsten Hof des Kirchspiels. Wer und was Kobi war, sah man seinem sonntäglichen Staat an, der für jene Zeit ausnahmsreich und kostbar war. Dreimaster, Frack, Kniehose, Schnallenschuhe und Staatsweste mit Metallknöpfen bildeten in jenen Zeiten das sonntägliche Kleid des wohlhabenden Bauern. Die Schneiderzunft in der Nachbarstadt hielt darauf, dass kein Pfuscher in der Landschaft es wage, solche Herrlichkeiten nachzubilden. Die Rechte der Gilde waren gründlich verbrieft. Einer der besten Stadtschneider war mit der Herstellung der Sonntagstracht des reichen Reutenenbauern betraut worden. Die Stoffe waren auserlesen, die Weste bildete das Prachtstück. Sie leuchtete in feinem Scharlachrot und trug in der Mitte Knöpfe, die echtvergoldet der ganzen Person die Würde des Bauern-Patriziers verliehen. Kobi war der letzte aus dem Geschlecht der Altenberger im Ramistal. Sein Reichtum war fast sprichwörtlich geworden. In der Provinzstadt erzählte man wahre Wunder von silbernen Schweinetrögen und vergoldeten Platten an den Pferdegeschirren des reichsten Ramistalers. Aber das alles machte Altenberger-Kobi für die Töchter des Landes eben doch nicht begehrenswert. Wenn sich Gyger-Ferdi vom Orgelstuhl wegschlich, um im Turm seinem Laster zu frönen, streifte er wohl den Rock des reichen Bauern, mit seinem spöttischen Auge sicher aber den träumerisch in den Anblick der gewölbten weissen Hemden der Töchter unten im Schiff versenkten Blick des ewig verliebten Mannes, und er dachte bei sich: Gluschtisch vergäbe, Altebärger! Und doch sollte der Tag noch kommen, wo auf der Reutenen eine Bäuerin aufzog — und dazu noch was für eine?! Es war das schönste Meitschi im Ramistal, Mädli Bigler. Wie ging das zu und her?

Wie in allen Landgemeinden, gab es auch im Ramistal Bauern, Tauner und Hintersassen. Zwischen den erstern bestand seit der Reformationszeit ein böser Streit wegen der Allmenden und der Wälder. Der Landhunger der Bauern kannte keine Grenzen, seitdem die Nachfrage nach dem „lieben Getreide“ im Lande stieg. Das kam mit der Zunahme der Bevölkerung ganz von selbst. Und so schlugen nun die Bauern an ihre Höfe angrenzende Stücke Allmend mit toten Latten ein; aber das waren keine „Einfriedungen“ im ursprünglichen Sinn des Wortes, sondern wahre Zankäpfel für das Kirchspiel Ramistal. Alle 10 Jahre traten Bauern und Tauner vor den Vögten und Räten in der Provinzstadt zur Schlichtung des alten Streites an. Die Tauner klagten, sie kämen um Land und Holz. Die Bauern dagegen beschwerten sich bitter über die Verwüstung der schönen Aecker durch die Ziegenherde der kleinen Leute. Spruchbrief um Spruchbrief wurde von der Obrigkeit niedergeschrieben. Besser wurde es erst, als ein kluger Mann im Rat der städtischen Obrigkeit den Antrag machte, zu jedem „Taunergschickli“ Land auszumessen, das langte für drei Ziegen oder gar eine Kuh. Kamen die Bauern für ihre Besprechungen beim edlen Waadtländer im Gasthof zum „Bären“ zusammen, so versammelte sich das kleine Völklein der Tauner bei Bigler Ueli, der von Beruf Schuhmacher war und auch bei den Bauern in schönem Ansehen stand, trotzdem er eben nur ein Taurnermannli war. Bigler war klug, gerecht und ein braver Mann, der auch bei der Ehrbarkeit im Pfrundhaus wohl geachtet war. Er hatte nun ein Töchterchen, das durch seine Lieblichkeit, aber auch seine gescheite Art bei allen Leuten lieb Kind war. Der alte Pfarrherr, der noch das „Gadenettli“ trug und aus vornehmem Haus der Provinzstadt stammte, liess Mädli oft zu sich kommen, um es geistig zu fördern. Er selbst war ledig. Seine Schwester besorgte den Haushalt. Schmid, so hiess der Geistliche, war ein geborener Pädagoge. Er erzog sogar in seinem Pfarrhaus junge Schulmeister in einer Zeit, wo noch niemand an ein Seminar dachte, und galt als hoch angesehenes Mitglied der Oekonomischen Gesell-

schaft zu Bern. Bigler Mädli zeichnete sich durch ein ganz apartes Wesen aus. Das kam von seiner südlichen Abstammung. Vater Bigler hatte eine Zeitlang als Söldner in der Fremde gedient und hatte aus Süditalien eine schöne Frau mit heimgebracht, eine Appolonia Guidorzi. Die Ramistaler waren über diese Mitbürgerin nichts weniger als erfreut. Es ging unter den Weibern im Kirchspiel wie in einem Hühnerhof, in den man eine fremde Henne versetzt. Das Weib war schön; der Name zu lang, der Lebenswandel nicht ganz unanfechtbar; die Loni war bald in aller Leute Mund. Das ist nie ein gutes Zeichen. Widimatt-Res hatte ein Auge auf sie geworfen. Er erschien gar oft bei Bigler-Ueli, am liebsten, wenn dieser auf einer Stör auswärts zu tun hatte. Nicht selten brachte er den Nonnenloh-Kräuchi mit. Dann feierten ihre ungewaschenen Mäuler Festtag. Die Loni liess ihr girrendes Lachen ertönen und vergass in ihrer südlichen Leichtfertigkeit „d'Stube z'wüsch“, wie man im Volksmund sagt. So kam es, dass Mädli mehr zu hören bekam, als was einer Kinderseele gut ist. Widimatt-Res und Nonnenloh-Kräuchi haben sich so redlich den Mühlstein um den Hals und die Tiefe des Meeres verdient. Wie eine Weide schoss Mädli auf und vereinigte in seiner Gestalt die Vorzüge zweier Rassen. Brandschwarz war das Haar des Kindes einer Guidorzi aus Neapel, wunderbar der Wuchs, etwas bräunlich die Farbe der Haut. In dem schönen, von leichten Locken umwehten Gesicht lagen die Augen wie zwei blaue Seelein. Das war des Vaters Erbe. Ein Bild zum Malen! Der Pfarrer und Vater Ueli hätten nie gehant, dass die Ohren des Mädchens nach den Sitzungen in der Gesellschaft der lusternen Männer und der üppigen Italienerin so voller Schmutz waren wie Kapuzinerohren nach der Massen-Osterbeicht. Freilich hat der Umgang im Pfarrhaus und die Führung durch den feinen Pfarrherrn viel von dem hässlichen Unrat zugedeckt. Das Kind hatte auch nicht alles verstanden — mehr nur gehant, um was es da ging, wenn die Mutter Loni kicherte und dem Nonnenloh-Kräuchi der Speichel aus den Mundecken floss wie bei einem Bernhardinerhund; aber später sollte das klebrig-süssliche Gift doch noch Macht über das schöne Menschenkind bekommen. Vorerst aber sehnte sich Mädli aus dem Unrat und Gestank heraus. Mit Wehmut schaute es auf den betrogenen Vater, der es so gut mit ihm und den kleinen Leuten der Taunergemeinde meinte. Die Jungfrau liess sich auch von ehrgeizigen Träumen in stundenlanges Sinnieren treiben. Sie sass wohl beim Hüten des Kühleins und der Ziegen unter den Stauden des Lebhages, der den Reutenenhof und seine Aecker von der Allmend trennte und schaute zum mächtigen, schindelgedeckten Bauernhaus hinauf, wo Altenberger-Kobi mit seinem Gesinde hauste. Die Eltern waren ihm längst gestorben. Ein tüchtiger Meisterknecht hielt das Heimet in Ehren. Er war schon beim Aetti des Bauern rechte Hand, trotz seiner Jugend und Herkunft. Gottfried war der uneheliche Bueb einer Jungfer auf der Reutenen. Böse Mäuler wollten wissen, der Alte habe einen besondern Grund gehabt, den Buben der Lisbeth so zu verhätscheln. Aber Mädli dachte nicht an Gottfried, sondern an den Hof. Einmal da oben Büüri sein — mitten unter einem zahlreichen Gesinde, in einem vollen „Spycher“ schalten und walten, die köstlichen bunten Tröge in den Stuben und im Spycher durchwühlen können mit heissen Händen, die herrlichen Leinenstoffe, den Flachs und Hanf, und dann die Dukaten und Kronen und Gültbriefe, von denen das Volk von Ramistal wahre Wunder erzählte! Wäre das möglich, wäre das zu erreichen?! Mädli wusste wohl, dass das alles möglich wäre, denn es kannte den einzigen Traum des „schirchen“ Altenbergers. In der Kirche spürte es fast leibhaftig die zärtlich-lusternen Blicke, die der reiche Kobi von der Vorlaube herunter auf sein Nieder fallen liess. Mädli erschauerte in Widerwillen und Scham. Gyger-Ferdi hatte längst entdeckt, wen der Altenberger so heiss aufs Korn nahm.

(Fortsetzung folgt)